

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 9 (1953)
Heft: 9-10

Artikel: "Mir ist, als ich längst gestorben bin ..."
Autor: Merian-Genast, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420301>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachspiegel

Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins

37. Jahrgang der „Mitteilungen“
Herbst- und Weinmonat 1953 9. Jahrg. Nr. 9/10

Herzlichen Glückwunsch zum siebzigsten Geburtstag
entbieten wir

Prof. Dr. Gottfried Bohnenblust in Genf

geboren am 14. Herbstmonat 1883

Von seinen mannigfachen Verdiensten sei hier nur eines erwähnt: 1920 zum Professor für deutsche Sprache und Literatur an den Hochschulen von Genf und Lausanne gewählt, wagte er schon bald nach dem Ersten Weltkriege in Genf eine „Gesellschaft für deutsche Kunst und Literatur“ zu gründen und sie mutig auch durch den Zweiten Weltkrieg hindurchzuführen. Sinnbild seiner Haltung sei uns die Widmung seines schönen Buches „Vom Adel des Geistes“: „Der Hohen Regierung des Freistaates und Eidgenössischen Standes Genf.“ Und daß er — nicht unser Mitglied — uns im Jahre 1942 in seinem schönen Vortrag über „Schweizerdeutsch und Deutsch der Schweizer“ seinen „herzlichen Anteil an unserer Arbeit“ öffentlich bezeugt hat, dafür sind wir ihm heute noch dankbar.

„Mir ist, als ob ich längst gestorben bin . . .“

Gespräch über die Lücken des Konjunktivs, gesendet von Radio Basel
am 20. August 1953

Das Grammophon spielt das berühmte Lied „Feldeinsamkeit“ von
Johannes Brahms, Text von Hermann Allmers:

Ich ruhe still im hohen, grünen Gras
Und sende lange meinen Blick nach oben,

Von Grillen rings umschwirrt ohn' Unterlaß,
Von Himmelsbläue wunderbar umwoben.

Und schöne weiße Wolken ziehn dahin
Durchs tiefe Blau, wie schöne stille Träume; —
Mir ist, als ob ich längst gestorben bin,
Und ziehe selig mit durch ew'ge Räume.

A. Ein schönes Lied!

B. Ja, aber auf Flügeln des Gesanges wird hier ein schrecklicher grammatifcher Schnitzer in die Welt hinausgetragen: „Mir ist, als ob ich längst gestorben bin.“

A. Ach, Sie meinen, es müßte heißen: „als ob ich längst gestorben wäre“?

B. Ja, natürlich. Denn der Dichter liegt ja im hohen Gras, er ist nicht wirklich gestorben; es kommt ihm nur vor, wie wenn er tot wäre. Für „wie wenn“ sagte man im Mittelalter „als ob“, entsprechend dem englischen „as if“, und diese alte Ausdrucksweise hat sich in solchen Vergleichen erhalten: „Mir war, als ob ich flöge“ oder, wie es in Eichendorffs Lied heißt: „Es war, als hätt' der Himmel / Die Erde still geküßt.“ Wenn man aber etwas nur Angenommenes, nur Vorgestelltes bezeichnen will, muß man im Deutschen eine besondere Form des Zeitworts gebrauchen, die Möglichkeitsform oder den Konjunktiv, und zwar in der Vergangenheit.

A. Da fällt mir ein lustiges Gedicht von Erich Kästner ein, das lauter Möglichkeiten ausmalt und daher „Trostlied im Konjunktiv“ heißt:

Wär ich ein Baum, stünd ich droben im Wald.
Trüg Wolke und Stern in den grünen Haaren.
Wäre mit meinen dreihundert Jahren
Noch gar nicht sehr alt.

Wildtauben grüben den Kopf untern Flügel,
Krieger ritten und klirrten im Trab
Querfeldein und über die Hügel
Ins offene Grab.

Humpelten Hunger vorüber und Seuche,
Kämen und schmolzen wie Ostern und Schnee.

Läg ein Pärchen versteckt im Gesträuche
Und tät sich süß weh.

Klängen vom Dorf her Kirmesgeigen,
Ameisen brächten die Ernte ein,
Hinge ein Loter in meinen Zweigen
Und schwänge das Bein.

Spränge die Flut und ersäufte die Täler,
Wüchse Bergißmeinnicht zärtlich am Bach.
Alles verginge wie Täuschung und Fehler
Und Rauch überm Dach.

Wär ich ein Baum, stünd ich droben am Wald,
Trüg Sonne und Mond in den grünen Haaren.
Wäre mit meinen dreihundert Jahren
Nicht jung und nicht alt.

- B. Da sehen Sie, wie der Dichter die Möglichkeiten der Sprache zu nutzen versteht. Ein gewöhnlicher Sterblicher hätte alle diese Konjunktive durch die banale Umschreibung mit „würde“ ersetzt; ich würde stehen, ich würde tragen. Höchstens „wäre“ ist noch nicht durch „ich würde sein“ verdrängt. Aber wo Luther noch schreibt: „Was hülfte es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme Schaden an seiner Seele“, hieße es im heutigen Deutsch wahrscheinlich: „Was würde es dem Menschen helfen, wenn er die ganze Welt gewinnen würde“ und so weiter in einem „würdevollen“, aber saft- und kraftlosen Deutsch.
- A. Sie müssen aber auch zugeben, daß für einen gewöhnlichen Sterblichen der Konjunktiv allerhand Schwierigkeiten bietet. Formen wie „hülfte, gewönne“ sind doch ganz unregelmäßig.
- B. Diese Formen weichen allerdings von der Regel, nach der im allgemeinen der Konjunktiv des Imperfekts gebildet wird, ab. In den meisten Fällen unterscheidet sich der Konjunktiv der starken Zeitwörter nur durch den sogenannten Umlaut vom Indikativ der Vergangenheit. Also a wird zu ä, o zu ö, u zu ü: ich war: ich wäre, ich trug: ich trüge, ich zog: ich zöge.
- A. Warum heißt es dann aber: ich half: ich hülfte

ich starb: ich stürbe

ich galt: ich gölte?

- B. In der Sprache wirken eben noch andere Gesetze als die schematische Regelmäßigkeit, zum Beispiel das Streben nach Deutlichkeit. Versuchen Sie einmal, die Konjunktivformen der angeführten Verben regelmäßig zu bilden!
- A. Also ich half, mit Umlaut: ich hälfe. Ich starb: ich stärke. Ja, das könnte man ja gar nicht mehr vom Indikativ unterscheiden.
- B. Und eben um diese wichtige Unterscheidung zu erreichen, hat die Sprache hier die von der Regel abweichenden Formen: „ich stürbe, ich hülfte“ bewahrt. Ursprünglich waren übrigens diese Formen ganz regelmäßig, denn zu „ich starb“ lautete der Plural: „wir sturben“, und davon ist „ich stürbe“ durch Umlaut gebildet. In „ich ward, wir wurden“ hat sich diese Doppelheit von a und u ja noch erhalten, ebenso in dem Sprichwort: „Wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen.“ Das Bedürfnis nach Vereinfachung, nach Regelmäßigkeit hat dann bewirkt, daß im ganzen Imperfekt der gleiche Selbstlaut durchgeführt wurde. Nur in den sogenannten „unregelmäßigen“ Konjunktivformen ist der alte Selbstlaut der Mehrzahl noch erhalten geblieben. Aber um dieser kleinen Schwierigkeit willen sollte man nicht das Kind mit dem Bade ausschütten und den Konjunktiv überhaupt durch die Umschreibung mit „würde“ ersetzen. Namentlich nach „wenn“ ist „würde“ einfach falsch!
- A. Gut! Ich werde also nicht mehr sagen: „Wenn ich sterben würde“, sondern: „wenn ich stürbe“.
- B. Das Streben nach deutlicher Unterscheidung von Indikativ und Konjunktiv, Wirklichkeit und Möglichkeit, das diese Durchbrechung des regelmäßigen Konjugationschemas bewirkt hat, erklärt übrigens auch eine andere Besonderheit, nämlich den Gebrauch des Konjunktivs in der indirekten Rede.
- A. Was heißt denn da „indirekt“? Indirekte Steuern kenne ich, aber indirekte Rede?
- B. Nun, das ist etwas ganz Ähnliches. Indirekte Steuern sind solche, die nicht direkt mit dem Steuerzettel an die Staatskasse gezahlt werden, sondern als Zuschlag zum Preis einer Ware oder eines Billetts, ihr also auf dem Umweg über den Verkäufer „indirekt“

zufließen. So ist auch direkte Rede, was ich jetzt zu Ihnen sage, z. B.: „Nach ‚wenn‘ darf man nicht ‚würde‘ brauchen.“ Wenn Sie es aber weitererzählen, wird es „indirekte Rede“, also: „Der Professor hat gesagt, nach ‚wenn‘ dürfe man nicht ‚würde‘ brauchen.“ Denn Sie sind vielleicht nicht meiner Ansicht, Sie stellen das Gesagte nicht als Tatsache, sondern als Behauptung eines andern hin, und um das zum Ausdruck zu bringen, brauchen Sie den Konjunktiv.

A. Ja, aber welche Form? Das Präsens oder das Imperfekt? „dürfe“ oder „dürfte“? Darüber scheint es doch gar keine Regel zu geben. Hören Sie z. B., wie Gottfried Keller im „Grünen Heinrich“ den Helden ein Gespräch zwischen einem Lehrer und seiner Mutter wiedergeben läßt: „Der Lehrer versicherte, daß ich schon durch irgendein böses Element verdorben sein müßte. Die Mutter sagte, daß ich ein durchaus stilles Kind wäre, welches bisher noch nie aus ihren Augen gekommen sei und keine groben Unarten gezeigt hätte. Allerlei seltsame Einfälle hätte ich allerdings bisweilen; aber sie schienen nicht aus einem schlimmen Gemüte zu kommen, und ich müßte mich wohl erst ein wenig an die Schule und ihre Bedeutung gewöhnen. Der Lehrer war überzeugt, daß ich gefährliche Anlagen zeige. Er sagte auch sehr bedeutsam beim Abschiede, daß stille Wasser gewöhnlich tief wären.“ Hier sind doch beide Zeiten des Konjunktivs ohne Unterschied gebraucht. Bald steht das Präsens: „gekommen sei, zeige“, bald das Imperfekt, und zwar viel häufiger: „wäre, hätte, schienen, müßte“. Gibt es da denn gar keine Regel?

B. Keller braucht allerdings beide Formen nebeneinander, sogar mit einer gewissen Vorliebe für das Imperfekt, und das ist zunächst auffallend, weil seine Mundart wie das ganze Alemannisch-Schwäbische in der indirekten Rede nur den Konjunktiv des Präsens kennt. Aber vielleicht erschien ihm gerade deshalb der Konjunktiv des Imperfekts, den er nur aus Büchern kannte, als vornehmer, der Schriftsprache gemäßer. Im allgemeinen herrscht heute die umgekehrte Neigung vor. Der Sprachgelehrte Hermann Paul meint in seiner Deutschen Grammatik: „Es scheint, daß die Bevorzugung des Konjunktiv Präsens durch ein dunkles Gefühl veranlaßt ist, daß das Präsens das Gewähltere, das Vornehmere sei.“ Im größten Teil des deutschen Sprachgebiets ist nämlich in der Umgangssprache

nur der Konjunktiv des Imperfekts gebräuchlich, und so erscheint der des Präsens, den man in der Schule lernen muß, als das Feinere. Die Sprache hat nun aber doch dieses zunächst überflüssige Nebeneinander ihren Zwecken dienstbar gemacht. Setzen Sie einmal in Kellers Bericht versuchsweise den Konjunktiv des Präsens!

- A. „Die Mutter sagte, daß ich ein stilles Kind sei, welches noch nie aus ihren Augen gekommen sei.“ Hier stock' ich schon, dies wiederholte „sei“ klingt doch unschön.
- B. Da bietet eben „wäre“ die Möglichkeit, der Wiederholung auszuweichen. Aber nun weiter!
- A. „Allerlei seltsame Einfälle habe ich allerdings bisweilen, aber sie scheinen nicht aus einem schlimmen Gemüte zu kommen.“ Das geht nun gar nicht, da merkt man ja gar keinen Unterschied zwischen direkter und indirekter Rede! „Ich habe, sie scheinen“ kann ja ebensogut Indikativ sein!
- B. Und eben diese undeutlichen Formen, wo der Konjunktiv des Präsens mit dem Indikativ übereinstimmt, ersetzt man durch den Konjunktiv des Imperfekts. Die Sprache hat die Doppelspurigkeit der zwei Zeiten des Konjunktivs so verwertet, daß sie das zweite Geleise zum Ausweichen benutzt. Also heißt heute der Konjunktiv von haben: „ich hätte, du habest, er habe, wir hätten, ihr hättet, sie hätten.“ Von scheinen: „ich schiene, du scheinst, er schein, wir schienen, ihr schienet, sie schienen.“
- A. Durch dieses Bedürfnis nach deutlicher Unterscheidung könnte man vielleicht auch die Bevorzugung des Präsens Konjunktiv in der indirekten Rede erklären. Denn der Konjunktiv des Imperfekts hat ja schon eine andere Aufgabe, nämlich die Bezeichnung einer bloßen Annahme im Gegensatz zur Wirklichkeit. „Mein Vater wäre gestorben, wenn man ihn nicht operiert hätte.“ „Mein Vater ist gestorben.“ Dieser wichtige Unterschied würde nun in der indirekten Rede verwischt, wenn man dort allgemein den Konjunktiv des Imperfekts brauchte: „Mein Freund schreibt mir, sein Vater wäre gestorben“ — „Er wäre gestorben, wenn man ihn nicht operiert hätte.“ Der Konjunktiv des Präsens erlaubt die Unterscheidung: „Er schreibt mir, sein Vater sei gestorben“, dann weiß ich gleich, daß es sich um die Mitteilung einer Tatsache handelt.

- B. Das ist sehr einleuchtend. Dann wäre es also nicht nur eine Mode, sondern ein Gebot der Zweckmäßigkeit, wenn heute die Regel gilt: „Man braucht in der indirekten Rede den Konjunktiv des Präsens, außer wo er mit den Formen des Indikativs gleichlautet. Dann ersetzt man ihn durch den Konjunktiv des Imperfekts.“ Aber diese Regel ist mehr eine vorherrschende Neigung als ein allgemeingültiges Gesetz.
- A. Das gilt wohl überhaupt vom Gebrauch des Konjunktivs im Deutschen. Im Französischen gibt es doch klare Regeln, nach welchen Verben und Konjunktionen der Konjunktiv stehen muß. Im Deutschen habe ich nie etwas Ähnliches gehört.
- B. Gewiß, der Sprechende hat hier viel größere Freiheit, von Fall zu Fall zwischen Indikativ und Konjunktiv zu wählen. Aber deswegen herrscht doch nicht etwa Willkür, sondern es läßt sich jedesmal ein Bedeutungsunterschied feststellen. Nehmen Sie etwa folgenden Satz Stifters: „Die Mutter hielt den Knaben warm, daß er sich nicht verkühle und ihr durch eine plötzlich hereinbrechende Krankheit entrisen werde.“ Hier wäre der Indikativ grammatisch durchaus möglich: Sie hielt den Knaben warm, daß er sich nicht verkühlte“, und doch wäre es stilistisch nicht dasselbe.
- A. Ja, der Konjunktiv bezeichnet das Gesagte als die persönliche Ansicht der Mutter, läßt uns ihr Handeln aus ihrer übertriebenen Sorge verstehen; der Indikativ würde es als allgemeingültig, berechtigt hinstellen.
- B. Ein Meister des Stils kann da sehr feine Schattierungen zum Ausdruck bringen. Zum Beispiel finde ich in Hermann Hesses „Lateinschüler“ kurz hintereinander die Sätze: „Er sah plötzlich ein, daß sein kleines Schicksal nichts Besonderes und keine grausame Ausnahme sei, sondern daß auch über denen, die er für Glückliche angesehen hatte, unentrinnbar das Schicksal walte“ und im nächsten Abschnitt: „Da lernte er sehen, daß auch das unerbittliche Schicksal nicht das Höchste und Endgültige ist, sondern daß schwache, angstvolle, gebeugte Menschenseelen es überwinden und zwingen können.“
- A. Der erste Satz ist durch den Konjunktiv als persönliches Erlebnis des Lateinschülers gekennzeichnet, wie ja auch „einsehen, sein kleines Schicksal“ subjektiven Charakter haben. Die zweite Erkenntnis be-

kommt durch den Gebrauch des Indikativs allgemeine Gültigkeit. Er lernte sehen, was objektiv, in der Wirklichkeit besteht.

- B. Deshalb bedeutet es auch eine bedauerliche Verarmung an Ausdrucksmöglichkeiten, wenn heute unter dem Einfluß der norddeutschen Umgangssprache der Konjunktiv immer mehr aus der Schriftsprache verschwindet. In den Schweizer Mundarten ist er ja zum Glück noch ganz lebendig. Auslandschweizer, die nach dem Weltkrieg aus Deutschland in die Heimat zurückkehrten, mußten das zu ihrer peinlichen Überraschung feststellen. Ein Lehrer, der sie im Schweizerdeutschen unterrichtete, hat anschaulich geschildert, welche Mühe ihnen der Gebrauch des Konjunktivs machte.
- A. Vielleicht hängt die Lebenskraft des Konjunktivs bei uns mit dem Wirklichkeitsfönn des Schweizer zusammen. Wir unterscheiden eben deutlich zwischen Wünschen und Tatsachen. „I hoff, du sigsch gesund“; im Schriftdeutschen sagt man doch allgemein: „Ich hoffe, du bist gesund.“
- B. Ja, im Schriftdeutschen wird nur in einem Fall ein deutlicher Unterschied zwischen Indikativ und Konjunktiv gemacht: Was ich selber glaube, meine, denke, gilt als objektiv richtig und steht im Indikativ; was andere meinen, gilt als bloß subjektive Ansicht und steht im Konjunktiv. Also: „Ich glaube, du bist verrückt“; aber: „Du glaubst, er glaubt usw., ich sei verrückt.“ Nur wenn man in der Vergangenheitsform von einer früheren, durch die Tatsachen widerlegten Ansicht spricht, braucht man auch nach der ersten Person den Konjunktiv: „Ich glaubte, du seist krank, und jetzt treffe ich dich im Theater.“
- A. Und ich glaubte, der Konjunktiv sei eine ganz einfache Sache, und jetzt sehe ich, daß Goethe recht hat:

„Ein Deutscher ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht.“

Ernst Merian-Genast

Vom Guriner Buch

Die Walsersiedlung Bosco-Gurin, die einzige deutsche Gemeinde des Kantons Tessin, hat am 6. September die Siebenhundertjahr-Feier der Gründung ihrer Kirche begangen. Die Schweiz ist nicht arm an Festen,